



Hans-Jürgen Weiß:

Auf dem Weg zu einer kontinuierlichen Fernsehprogrammforschung der Landesmedienanstalten. Eine Evaluations- und Machbarkeitsstudie. Im Auftrag der Direktorenkonferenz der Landesmedienanstalten (DLM-Band 12). Berlin: Vistas 1998. 36,00 DM, 260 Seiten, 123 Abb./Tab.

Kontinuierliche Fernsehprogrammforschung bei den Landesmedienanstalten

Programmanalysen gibt es schon lange. Im Auftrag von ARD und ZDF werden seit 1985 systematische Programmuntersuchungen (Stichprobe: vier Wochen im Jahr) durchgeführt und jährlich in Media Perspektiven publiziert. Zudem führt die Arbeitsgemeinschaft Fernsehforschung (AGF), in der öffentlich-rechtliche und private Sender zusammenarbeiten, eine Programmcodierung als Vollerhebung durch, die ebenfalls den Anspruch erhebt, Programmstrukturen abzubilden. Wozu also eine weitere aufwendige Untersuchung, um das Rad wieder neu zu erfinden? Welchen Sinn hat es, wenn die Landesmedienanstalten den bereits vorhandenen Programmanalysen eine weitere hinzufügen. Um es gleich vorwegzunehmen: Der Autor der vorliegenden Studie, Hans Jürgen Weiß, der im Auftrag der Landesmedienanstalten eine Evaluations- und Machbarkeitsstudie am Beispiel einer Programmwoche im April 1997 durchführte, kann die Mängel früherer Programmanalysen plausibel nachweisen, ohne allerdings selbst mit seinem Alternativvorschlag voll zu überzeugen. Zu Recht weist er darauf hin, dass die Ergebnisse von Programmanalysen tendenziell durch die Kategorien vorgeprägt sind, die man verwendet, und diese wiederum von Interessen der Auftraggeber beeinflusst werden. So steht bei der ARD/ZDF-Untersuchung das selbst formulierte Interesse im Vordergrund, die eigene Position gegenüber der privaten Konkurrenz zu stärken. Dies meint man am besten realisieren zu

können, indem man die Unterschiede zwischen den beiden Fernsehsystemen herausstellt und gegen die Konvergenzthese einen erbitterten und zuweilen auch kurios anmutenden Kampf führt. Die privaten Anbieter erwehren sich mit einer Auftragsstudie, die prompt die Konvergenz als vorrangige Tendenz in der Programmrealität bekräftigt. Solche leicht durchschaubaren Instrumentalisierungen, die die Interessensbindung der Forschung nicht auf die Fragestellung begrenzen, sondern auf die Ergebnisse durchschlagen lassen, untergraben den Seriositätsanspruch der Auftraggeber und die Glaubwürdigkeit von Wissenschaft. Sie erweisen sich letztlich auch als gewaltige Geldvernichtungsmaschine, wobei der Erkenntniswert in negativen Zahlen ausgedrückt werden müsste, da man am Ende (nach widersprechenden jeweils interessengebundenen Forschungsergebnissen) noch weniger schlau ist als zuvor. Solche Wissenschaftskapriolen erledigt Weiß elegant: Es ist nämlich vollkommen beliebig, genauer: es ist abhängig vom frei wählbaren Kategoriensystem, ob eine Bestätigung oder Widerlegung der Konvergenzthese resultiert (S. 18). Man nehme zwei Eier, der Vergleich wird in Abhängigkeit vom Sehvermögen des Betrachters und des zugrunde gelegten Beobachtungsrasters keine Unterschiede oder aber sehr viele (unter dem Mikroskop unendlich viele) Unterschiede ergeben. Inhaltsanalysen sind in ideologisch motivierten Debatten eine besonders beliebte „Waffe“, um die eigene Position zu untermauern bzw. um, wenn's denn sein soll, auf dem Markt der Meinungen Verwirrung zu stiften.

Dies alles sieht Weiß und beansprucht für sich selbstverständlich den Status des unvoreingenommenen Beobachters. Wir wollen es ihm in persona zugestehen und keine spekulative Motivforschung betreiben. Seine Absichten sind zweifellos integer und auf eine sachgerechte und differenzierte Betrachtung ausgerichtet. Einen Fortschritt stellt die Weiß'sche Analyse schon insofern dar, als er programmbeschreibende Kategorien nicht in dem Maße mit Programmbewertungen vermengt, wie das bei manch' einem seiner Vorgänger üblich war. Auch gelingt es ihm, die bei Programmanalysen häufig anzutreffende Mischung aus inhaltsorientierten und zielgruppenorientierten Definitionen innerhalb ein und derselben Kategorienreihe fast gänzlich auszuschließen. Einzige Ausnahme ist die Kategorie „Kinderprogramm“, die neben Zuordnungseinheiten wie „Information“ und „fiktionale Unterhaltung“ steht. Da das Kinderprogramm in hohem Maße aus Zeichentrickserien besteht, die als „fiktionale Unterhaltung“ gelten, ergeben sich Codier- und Auswertungsprobleme. Durch eine flexible Filterführung schafft Weiß immerhin die Möglichkeit, die Verletzung des Einheitlichkeitsprinzips auszugleichen, indem er die fiktionalen Teile des Kinderprogramms der Hauptkategorie „fiktionale Unterhaltung“ zuschlägt. Besser und in der Logik der Analyse passender wäre es allerdings gewesen, die Zielgruppenorientierung als ein eigenständiges Programmmerkmal (mit einer eigenen Variablen) aufzufassen, das für alle Programme systematisch erhoben wird und das dann für Zielgruppenvergleiche und nur für diese zur Verfügung steht.

Im Gegensatz zu anderen Programmanalysikern versucht Weiß, sich aus der Konkurrenz zwischen öffentlich-rechtlichen und privaten Sendern herauszuhalten und Kategoriendefinitionen etwa zu „Information“ und „Unterhaltung“, die die eine oder andere Seite diskriminieren könnten, zu vermeiden. So zählt er Talkshows, in denen Meinungen ausgetauscht und gebildet werden, völlig zu Recht zu den Informationsprogrammen und verzichtet bei der Kategorisierung auf eine Bewertung des Informationsgehalts. Die Frage, wie wertvoll diese oder jene Information ist, kann im Rahmen einer Programmanalyse ohnehin nicht entschieden werden, sondern bedürfte einer Wirkungsuntersuchung, die den Wert eines Programms für das Publikum erfasst. Als um Sachlichkeit bemühter Medienwissenschaftler legt sich Weiß in Bezug auf Wertung eine gehörige Portion Zurückhaltung auf. Ihm kommt es vor allem auf Differenzierung an. In einem Punkt wird diese erkenntniskritisch und wissenschaftsethisch begründete Haltung allerdings durchbrochen. Hier schleicht sich durch die Hintertür der Differenzierung eine Wertung ein, die den Aussageanspruch von inhaltsanalytischen Daten deutlich überschreitet. So ist die Unterscheidung zwischen Informationsprogrammen zu „privaten“ und „gesellschaftlichen Themen“ im Ansatz zwar gerechtfertigt, Weiß verbindet dies aber mit einem folgenreichen Präjudiz: „Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Fernsehprogramm für diesen Prozess [der Meinungsbildung] einen öffentlich relevanten Beitrag leistet, ist umso größer, je mehr es über politische Themen, gesellschaftlich relevante Kontroversen und

generell über Entwicklungen berichtet, die für den Zustand und die Zukunft einer Gesellschaft bedeutsam sind. Die Wahrscheinlichkeit hierfür ist umso geringer, je niedriger der Anteil dieser Themen an der gesamten Informationsleistung eines Fernsehprogramms ist bzw. je stärker das Informationsangebot eines Fernsehprogramms auf Human Touch- und Lebensweltthemen fokussiert ist.“ (S. 72). Im Zitat schwingen alte dichotome Vorstellungen über „hohe“ anspruchsvolle Elitenkultur versus „niedrige Massenkultur“ mit, in denen die alltägliche Lebenswelt von Durchschnittsmenschen schon immer einem Trivialitätsverdacht ausgesetzt war. Auch wird der Politik- und Gesellschaftsbegriff in prinzipieller Abgrenzung zum Privaten gedacht, gerade so, als ob der privatisierende Einzelmensch unpolitisch wäre. Demgegenüber haben die Wissenssoziologie und Lebenswelttheorie (Alfred Schütz und Thomas Luckmann) klargemacht, dass die „gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ über die alltägliche Lebenswelt verläuft, die als Ur-Modell der Realität fungiert. Konkret gesprochen: Politische Institutionen entstehen durch eine Abstraktion aus der persönlichen Lebenswelt, und das Politische erschließt sich dem Einzelnen durch eine Vermittlungsleistung zwischen politischer Institution und persönlicher Lebenswelt. Die Frage der gesellschaftlichen Relevanz lässt sich daher nicht am quantitativen Verhältnis zwischen politischer/gesellschaftlicher Information und privater/persönlicher Information ablesen, sondern allenfalls an der inhaltlichen Vermittlung zwischen den beiden Informations-/Wissens-typen. Dies kann aber die Pro-

grammanalyse von Weiß nicht leisten, die sich auf eine thematische Zuordnung von Informationsbeiträgen beschränkt. Daher ist auch der Schluss von Weiß nicht zulässig, dass der Schwerpunkt der Informationsleistung öffentlich-rechtlicher Programme „in der Vermittlung von im weitesten Sinne ... gesellschaftlich relevanter Information“ (S. 104) liege. Ja, die öffentlich-rechtlichen thematisieren häufiger als die privaten Sender Politiker, politische und gesellschaftliche Institutionen; die Privaten stellen die alltägliche Lebenswelt stärker in den Vordergrund. Ob aber deshalb öffentlich-rechtliche Programme automatisch gesellschaftlich relevanter sind, ist fragwürdig, zumindest diskussionsbedürftig.

Nochmals: Hier geht es nicht um eine Mengen-, sondern um ein Vermittlungsproblem, zu dem die Programmanalyse von Weiß nichts aussagen kann. Ein weiterer Mangel der Programmanalyse von Weiß besteht darin, dass das fiktionale Programmsegment nicht mit einem Themenkatalog wie bei den Informationssendungen untersucht wird. Schließlich werden in Daily-Soaps, in TV-Movies und Kinospieleinen dieselben Probleme verhandelt wie bei den nachmittäglichen Talkshows. Auch gibt es fiktionale Angebote, die sich mit politischen und gesellschaftlichen Themen befassen.

Unter Umständen würde sich das Gesamtprofil der Sender nochmals stark verändern, wenn man die thematischen Schwerpunktbildungen im fiktionalen Bereich einbezieht.

Resümee:

Der Band verfehlt das von den Auftraggebern im Vorwort formulierte Ziel, einen Zusammenhang zwischen dem aufsichtsrelevanten Programmrecht und der Programmrealität herzustellen, grandios. So ist es unmöglich, mit der Weiß'schen Programmanalyse Meinungsvielfalt zu messen oder einen programmpolitischen Eingriff zur Verminderung der Krimiquote oder zur Erhöhung des Anteils tagesaktueller Information zu rechtfertigen. Fast möchte man sagen: Gott sei Dank, denn ein solches Ansinnen wäre nicht nur grundgesetzwidrige Zensur, sondern auch unter kultur- und medienpolitischen Gesichtspunkten mehr als problematisch. Einen „Beitrag zur Transparenz des immer komplexer werdenden Fernsehangebots“, wie im Vorwort ebenfalls proklamiert, leistet der Band sehr wohl und übertrifft dabei trotz aller aufgezeigter Kritikpunkte das Differenzierungsvermögen und den Aussagewert konkurrierender Programmanalysen locker. Die Frage bleibt: Ist das eine Aufgabe der Landesmedienanstalten? Diese haben spezielle Interessen an einer kritischen Tendenz der Ergebnisse, die ihren Aufsichtsauftrag hinsichtlich der Privatsender legitimieren soll. Vermutlich wäre es besser, um die von Weiß gewünschte „neutrale“ kontinuierliche Programmanalyse tatsächlich zu erreichen, eine Trägerschaft durch mehrere Interessenten anzustreben, die sich wechselseitig neutralisieren, oder die Programmanalyse an der Universität zu verorten und aus Mitteln der DFG zu finanzieren.

Jürgen Grimm